

Enttabuisierung und Profilierung - Das Glaubensthema in der Diakonie

Vortrag anlässlich der Tagung „Weitergabe des Glaubens in der Diakonie. Mut zum geistlichen Leben“

am 2. Mai 2006 im Bonhoeffer-Haus, Berlin

von Pfarrer Ulrich Laepple, Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste, Berlin

I. Profil, Profilierung

Vom „Profil“, von der „Profilierung“ der Diakonie zu sprechen, ist so sehr in Mode gekommen, dass man dem Betheler Theologen Bernhard Wolff zustimmen könnte, wenn er sagt, dass diese Mode allein schon ein Grund wäre, dieses Wort zu vermeiden. Aber Wolff nennt auch inhaltliche Gründe, die das Wort problematisch erscheinen lassen:

„Ein Profil“, sagt er, „bleibt leicht sehr oberflächlich, eben Außenprofil. Es besteht die Gefahr von Worthülsen, die aufgesetzt wirken, es entsteht leicht der Eindruck, dass es in der Diskussion um das diakonische Profil primär um Marketing geht.“ Er will dagegen lieber von der „diakonischen Identität“ als vom „Profil“ sprechen. Denn „Identität“ meine gegenüber „Profil“ „die Grundlage meines Handelns, mein Herkommen, mein Selbstverständnis, darin steckt ein Klärungsanspruch an mich selbst, und darin steckt die Chance einer hilfreichen Vergewisserung.... Ich werde mir bewusst, welche Erfahrungen, welche Einsichten, welche Werte Grundlage meines Lebens, meiner Haltung und meines Handelns sind.“

Ich nehme diese Gedanken auf und stelle sie in meinen eigenen Erfahrungshorizont.

Vor vielen Monaten bin ich in eine Aufgabe geworfen worden, die mich herausgefordert hat, mit anderen Menschen genau daran zu arbeiten: Klärung, Vergewisserung herbeizuführen unter der Frage: Welche Erfahrungen, Einsichten, Werte sind Grundlage des Handelns der Diakonie - und des Lebens überhaupt? Ich war gebeten worden, an der Diakonischen Akademie Deutschland in Berlin für den 500 Stunden Pfelgedienst-Leitungs-Kurs sozusagen „Religionsunterricht“ geben. Die Leitung sagte: diese Menschen, von denen die meisten nicht in der Diakonie arbeiten und wenig von Kirche wissen, sollen erfahren, was Diakonie ist, wo sie herkommt, welche Gestalt sie hat. Ich sollte dabei das „Leitbild Diakonie“ zu Hilfe nehmen bzw. vermitteln. Alles andere war mir überlassen, nach dem Motto: „Mach mal!“

Kneifen galt nicht, denn anderen theologisch-diakonische Weiterbildung zu empfehlen und selber auszuweichen, kam nicht wirklich in Frage.

Im jetzigen 3. Kurs sind von 20 Teilnehmenden drei bei diakonischen Trägern angestellt. Die Mehrzahl hat eine Biografie, die sich völlig jenseits von Kirche und Glaube abspielte, teilweise stark kirchenkritisch ist. Wie konnte ich diesen erwachsenen Menschen deutlich machen, dass dieses Fach einen Sinn haben kann? Ich teilte Ihnen so etwas wie eine „Geschäftsgrundlage“ mit, auf der ich arbeite – nicht nur die formale - dass die Leitung diesen Unterricht nun einmal ins Veranstaltungsprogramm des Kurses genommen und zur Pflicht gemacht habe, auch nicht nur die inhaltliche, den Stoff, also das diakonische Leitbild - sondern nannte, das war jedenfalls meine Hoffnung, motivierende, herausfordernde, existentielle Gründe, warum es sich lohnen könnte, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Es sind fünf - eigentlich ganz schlichte - Punkte:

- 1. Die christliche Diakonie war und ist eine starke soziale Kraft in Deutschland, der man in der Öffentlichkeit auf vielerlei Weise begegnet. Ungefähr 400.000 Hauptamtliche und noch einmal so viele Ehrenamtliche arbeiten in ihren Arbeitsfeldern.*
- 2. Diakonie ist eine Partnerin für alle anderen Wohlfahrtsverbände. Wir ziehen – trotz der Konkurrenz am Markt - alle am selben Strang, indem wir Hilfe anbieten für solche Menschen, die Hilfe brauchen. Man sollte von einander wissen.*
- 3. Rund 70% der Deutschen gehören einer christlichen Kirche an. Es ist von daher sehr wahrscheinlich, dass auch Sie in der Hospizarbeit, in der Pflege, in den Altenheimen oder in Krankenhäusern auf Menschen treffen, die christliche Überzeugungen haben und auch Bitten äußern: vielleicht um ein (vorgelesenes) Gebet, einen Liedvers oder einen anderen religiösen Text, oder weil sie eine Frage nach Leben oder Tod bewegt. Es ist gut, nicht ahnungslos zu sein.*
- 4. Wir leben in Deutschland und Europa in der sog. abendländischen Kultur, die vom Christentum geprägt ist, auch wenn diese Kultur heute nicht mehr die Prägekraft früherer Zeiten hat. Es ist auch eine Frage der Bildung, dass Sie von dieser Kultur ein Basiswissen haben. Sie sollten in Grundzügen Bescheid wissen über das, was Christen glauben, was sie als Kirchen und Konfessionen verbindet, was und wie sie feiern und wie sie das Leben verstehen.*
- 5. Schließlich denke ich, dass alle Menschen drei Kräfte brauchen, die das Leben tragen: Glaube, Hoffnung und Liebe.*

Das Leitbild „Diakonie“ will Rechenschaft darüber geben, was Christen, die in ihr arbeiten, glauben, was sie hoffen, und was sie unter Liebe verstehen.

Ich stellte diese Thesen zur Diskussion und merkte im Gespräch: diese fünf Gründe wurden nicht nur als Geschäftsgrundlage eingesehen und bejaht, sondern verlockten offenbar zu Äußerungen über die eigene Glaubensgeschichte bzw. über die Verhinderung von Glaubensgeschichte. Z.B: „Ich nehme meinen Eltern übel, dass sie mir in der DDR nicht die Gelegenheit gegeben haben, mich mit Glaubensfragen auseinander zu setzen. Damit fange ich erst in den letzten Jahren an.“ Oder: „Wenn ich mal in einer Kirche bin, schmettern die anderen ihr Lied und ich kann nicht mitsingen. Es ist, als ob ich nicht dazu gehöre. Das tut mir weh.“ Eine Auseinandersetzung mit Glaubensfragen geht nicht ohne biografische Arbeit, nicht ohne Reflexion des eigenen bisherigen Weges. Welches sind die Rahmenbedingungen, die einer solchen Auseinandersetzung einen Raum bieten? Was sind Anreize, im besten Sinne des Wortes: „Pro-Vocationen“, die dazu geeignet sind, dass Menschen aus sich „heraus-gerufen“ werden und sagen, was in ihnen in Sachen „Glauben“ arbeitet?

Auf dem gleichen Flur am anderen Ende, gegenüber dem Seminarraum, ist die Kapelle der Diakonischen Akademie. Ich frage mich: Warum soll ich eigentlich nicht eine ¼ Stunde früher mit dem Unterricht Schluss machen und für die, die kommen wollen, eine kurze Mittagsandacht anbieten, gemeinsam und so, dass sich niemand ausgeschlossen fühlt? Warum sollte sich eine bewusst gewählte Form von Spiritualität nicht eignen, dass Teilnehmende dieses Unterrichts sich der eigenen Glaubensbiografie (vielleicht auch der ungestillten Sehnsucht nach Glauben) bewusst werden und berührt werden vom Evangelium?

Ich spüre, „Profilierung“ muss tief gehen, und darum ist „Identität“ möglicherweise wirklich das bessere Wort. Es geht um Prozesse, genauer: um ein Ineinander von inneren und äußeren Prozessen, um Gestaltungsangebote durch äußere Rahmenbedingungen, damit innere Wege gegangen werden können. Und innere Wege können zu Setzungen von neuen, hilfreichen Strukturen führen.

II. Die missionarische Situation

Es gilt heute vielfach noch als eine Art von Stilbruch, im Zusammenhang von Diakonie von „Mission“ zu sprechen. Die beiden Begriffe gelten nicht selten als inkommensurabel – trotz Wicherns Neubegründung der christlichen Sozialarbeit unter dem Namen „Innere Mission“, die bekanntlich einen beeindruckend ausdifferenzierten volksmissionarischen Anteil hat, ja als ganzes ein volksmissionarisches Unternehmen war. Man pflegt den Begriff „einer missionarischen Diakonie“ zugunsten der „Profilierung der Diakonie“ zu vermeiden. Aber kann ein „*diakonisches* Profil“ entstehen ohne theologisch durchdachte und praktisch gestaltete Mission? Das Evangelium will ja nicht nur

dorthin, wo schon geglaubt, sondern gerade auch dahin, wo noch nicht geglaubt wird, wo noch Widerstand, vielleicht aber auch unausgesprochene Sehnsucht nach einem Glauben besteht, der das Leben mit seinen Lasten trägt. Mission thematisiert diesen Vorgang.

(Dass sich in Sachen Diakonie und Mission allerdings ein Umdenkungsprozess anbahnt, darauf könnte die Tatsache hinweisen, dass kürzlich beim Wichernkongress an der Universität Heidelberg von 10 angebotenen Workshops derjenige das meiste Teilnehmerinteresse fand, dessen Thema hieß: „Evangelisation und Diakonie“.)

Bischof Wolfgang Huber wird nicht müde, sich darüber zu äußern, was es für Kirche und Diakonie heißt, dass wir heute in einer „missionarischen Situation“ leben und arbeiten. Wie können Kirche und Diakonie – und Diakonie auch als Kirche – in dieser Situation ihrer Sendung treu bleiben?

Dazu bedarf es nach Huber genau dieses: Einer neuen Verhältnisbestimmung von Diakonie und Mission. Dabei kritisiert er ein Argumentationsmuster, das über viele Jahre in der Diakonie weithin Gültigkeit gehabt habe, nämlich: „Mit der Begründung, helfendes Handeln habe seinen Sinn in sich selbst und sei nicht an Voraussetzungen gebunden, wurde eine missionarische Ausrichtung diakonischen Handelns über lange Zeit weitgehend abgewehrt.“ Der Begriff „Voraussetzung“ meint: die Diakonie hat ihre Verwurzelung in der Sendung Jesu Christi, hat diese aber oft verschwiegen. Und Huber fährt fort: „Heute gilt es wahrzunehmen, dass auch der Dienst helfenden Handelns am *Zeugnisauftrag* der Kirche teilhat“. Es geht ihm um den der Diakonie mitgegebenen Horizont, dass auch Diakonie die Einladung zum Glauben in ihr Handeln einbringt und diakonisches Handeln den Weg zum Glauben öffnen möchte.

Wie kann das geschehen?

III. Aspekte der missionarisch-evangelistischen Dimension in der Diakonie

Wenn wir Bischof Hubers Voraussetzung zustimmen, dann ist Diakonie nicht nur Tat, sondern hat Anteil am Dienst des Wortes. Sie soll ja nicht stumme Diakonie sein. Vielmehr hat sie die wunderbare Chance, dem ganzen Menschen das Zeugnis von Gottes Liebe in der ganzen Breite zu geben: leibhaft (z.B. in der Pflege), zeichenhaft (z.B. in einer Geste oder dem Segen), worthaft (z.B. in einem seelsorgerlichen Zuspruch). Dem ganzen Menschen das ganze Evangelium – das ist Chance und Vorrecht der Diakonie.

Lassen Sie mich das in 4 Punkten näher erläutern:

1. Leid öffnet die Menschen in besonderer Weise für Glaubensfragen.

Der Wille zur „Evangelisierung“ (griech. „euangelizzesthai“) auch in der Diakonie darf sich nicht lähmen lassen vom Generalverdacht, sie instrumentalisieren Leid und setze leidende Menschen unter Druck. Immerhin: man sollte diese Missform der Weitergabe des Glaubens als Versuchung ernstnehmen: Das Prinzip: „der Herr hat sie in meine Hand gegeben“ ist kein evangelistisches, sondern stammt aus der Kriegssprache. Nein, der Glaube braucht den Raum der Freiheit, und zur Freiheit gehört die Gegenseitigkeit, der Dialog, also die Freiheit des Gesprächs. Aber die Versuchung spricht nicht gegen den Versuch. Denn gerade leidende Menschen stoßen oft in besonderer Weise an Lebens- und Sinnfragen und bedürfen darum besonders der Angebote und Ansprechpartner für eine „missionarische“, also initiative Verkündigung und aufsuchende Seelsorge, die also nicht nur auf Anfrage geschehen kann. Die Initiative des Hingehens und Aufsuchens – im Unterschied zum Warten, bis man gerufen wird - ist das Markenzeichen missionarischer Existenz.

2. Diakonische Arbeit braucht missionarische Kompetenz. Sie muss erlernt werden.

Die Diakonie begegnet in ihren Arbeitsbereichen einer Vielzahl von Menschen: längst Ausgetretenen, dem Glauben fernstehenden Kirchengliedern oder Konfessionslosen. Sie können auf dem Wege der klassischen *gemeindlichen* Arbeitsfelder nicht oder kaum erreicht werden. Diese missionarischen Gelegenheiten muss die Diakonie um Gottes und dieser Menschen willen in einladender Weise und phantasievoll nutzen. Gewiss hat ihr Auftrag tendenziell eine andere Gestalt als die Verkündigung. Aber sie kann, wie gesagt, auf das werthafte Evangelium nicht verzichten. Darum muss sie missionarische Kompetenz ausbilden.

Es gehört zu den strukturellen Mängeln in unseren Kirchen, dass es *hier* diakonische und *dort* missionarische Ämter gibt – und sie finden kaum zusammen. Jeder sieht nur auf seinen Weg. Dies muss sich ändern – und es gibt Anzeichen, dass es sich ändert. Ich meine, dass die Diakonie die in der Kirche vorhandenen missionarischen Dienste beanspruchen kann und darf. Diese Dienste könnten für Mitarbeitende Kursangebote machen zur Ausbildung der Sprachfähigkeit im Glauben, zum Erlernen von Ritualen der Segnung und Salbung und anderen Formen der Weitergabe des Glaubens.

3. Glaubensbildung für Mitarbeitende gehört zum Grundbestand diakonischer Personalführung.

Die sprunghafte Erweiterung diakonischer Arbeit seit 1989, besonders im Osten unseres Landes hat zur Folge, dass von diesen dringend benötigten Mitarbeitenden eine Mehrzahl kein gewachsenes Verhältnis zur Kirche hat. (In der Diakonie

Sachsens ist die Zahl der Mitarbeitenden innerhalb von 10 Jahren von 2.500 im Jahr 1989 auf fast 16.000 Mitarbeitende gestiegen.) Sie zählen zu der großen Gruppe der sog. „Konfessionslosen“ (auch wenn dieser Begriff Unschärfen hat: denn der Atheismus der Konfessionslosen kann auch sehr konfessorisch sein.) Mission ist immer auch Mission „nach innen“. Wie können diese Mitarbeitenden – ohne Druck, aber mit klaren Angeboten – an die diakonischen Anliegen, an die Kirche, an den Glauben herangeführt werden? Vermehrt werden „Einführungskurse“, „Basiskurse“, „Glaubenskurse“ ausprobiert, veröffentlicht und überregionale Tagungen zu diesem Aufgabenkreis durchgeführt. Diese Tagung wird einige vorstellen. Auch mein Arbeitsbereich in der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste in der Diakonie beteiligt sich auf verschiedene Weise daran, u.a. mit der Zeitschrift „mi-di“ (Mission und Diakonie), die sie in Ihren Mappen vorfinden.

4. Die Entwicklung geistlichen Lebens in der Diakonie schafft diakonisches Profil

Diakonische Arbeit nimmt ihren Ausgangspunkt beim Erbarmen Jesu. Dieses Erbarmen gilt nicht nur „den anderen“, sondern auch den Mitarbeitenden selbst. Das ist darum zu betonen, weil diakonische Arbeit in beständiger Gefahr steht, das helfende Tun zur Quelle, zur Voraussetzung des eigenen Lebenssinns zu machen. Spiritualität weist auf eine andere Quelle und ist in der Diakonie nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt der Entlastung zu sehen.

Im Gebet und in der Gemeinschaft des Glaubens liegen die Motivations- und Kraftquellen, die Quellen der Erneuerung und klaren Ausrichtung in dem oft schweren Dienst eines schnelllebigen Berufsalltags. Es bedarf der Orte und Zeiten des Rückzugs, allein und in der Gemeinschaft, der Inseln gemeinsamer Stille, der Angebote gemeinsamer Einkehr und des gegenseitigen Anteilnehmens. Alte und neue Formen solcher Spiritualität wären zu entdecken und zu pflegen.

Schluss:

Ich möchte mit einem kleinen, vielleicht erheiternden, für mich aber auch berührenden Erlebnis schließen:

Ich war zu einer „Gemeindekirchenratsrüste“ in Ostdeutschland eingeladen. Am Stadtbahnhof holte mich ein Gemeindeglied ab und fuhr mich in das abgelegene Dorf zum Veranstaltungsort. Was er denn so mache, frage ich den etwa 50-jährigen Mann. „Ich bin Totengräber“ (er schaut mich etwas prüfend an) „und helfe in der Gemeinde überall mit, wofür man mich eben braucht.“ Er kommt ins Erzählen. Ihm mache seine Arbeit „Spaß“ (obwohl das ja nicht ganz das richtige Wort für dafür sei). Aber wenn Angehörige von Verstorbenen am Samstag mit ihm über den Friedhof gingen, um eine Grabstelle auszusuchen und sich für die Unannehmlichkeit, dass es Samstag sei, entschuldigen, sage er: „Sie haben es viel

schwerer als ich. Ich mache das gern.“ Und er komme bei diesen Gängen oft ins Gespräch über das Leben der Verstorbenen, über die Trauer der Angehörigen und spreche mit ihnen über den Glauben. Dann etwas unvermittelt: Und die Ein-Euro-Jobs seien auch eine gute Sache! Er habe vier solcher Mitarbeiter auf dem Friedhof. Alle seien sie irgendwann aus der Kirche ausgetreten. Und dann sehr emphatisch: „Es ist doch nicht in Ordnung, so mit der eigenen Taufe umzugehen!“ Das habe er ihnen klar gemacht. Inzwischen seien drei von ihnen wieder in die Kirche eingetreten.

Das kleine Erlebnis begleitet mich bis heute: Was können einfache Menschen für eine Kraft und Klarheit ausstrahlen! Die ganze Autofahrt lang kam ich aus dem Staunen nicht heraus. Wir ringen um die Begriffe Diakonie, Seelsorge und Mission und fragen sicher auch auf dieser Tagung mit rauchenden Köpfen, was sie theologisch bedeuten und wie wir sie zusammenhalten können. Dieser Mann aber vereint Mission, Diakonie und Seelsorge wie selbstverständlich in seiner Person und lebt sie praktisch aus.

Wenn wir einander auf dieser Tagung nicht nur mit Gedanken, sondern auch mit solchen Geschichten, Lebensgeschichten, Beispielgeschichten beschenken könnten, würde das den Gewinn, den wir hoffentlich nach Hause tragen, noch steigern!
Ich danke Ihnen.